

Die Jungen Kirchen und die ökumenische Bewegung

Von Stephen Neill

Wer sich mit ökumenischer Geschichte befaßt, wird immer wieder einmal in Staunen geraten. Am stärksten überrascht wohl die Entdeckung, daß das Zeitalter der modernen ökumenischen Geschichte noch so jung ist, daß also viele Dinge, die uns jetzt ganz selbstverständlich und vertraut erscheinen, im Grunde sehr jungen Datums sind, wenn auch nicht immer in ihrer gegenwärtigen Form. Oft galt es, sie gegen fortwährende Widerstände und Verdächtigungen derer durchzusetzen, die an veralteten Prinzipien festhielten. Vor dreißig Jahren hätte ein Aufsatz mit unserem Titel überhaupt noch nicht geschrieben werden können, weil noch 1924 die meisten Worte unseres Themas nur geringe oder gar keine Bedeutung hatten. Die moderne ökumenische Bewegung gibt es erst seit 1910. Viele von denen, die an ihrem ersten großen Erscheinen in der Öffentlichkeit, der Weltmissionskonferenz von Edinburgh jenes Jahres teilnahmen, leben noch heute. Der Begriff „Junge Kirchen“ ist noch jüngeren Datums. 1924 war der Ausdruck noch fast unbekannt; erst in den letzten zehn Jahren ist die abendländische Christenheit auf die Jungen Kirchen als bedeutende Größe unserer Zeit aufmerksam geworden.

Lassen Sie uns einen Blick auf das Jahr 1910 werfen. Wir stellen fest, daß wir uns noch in der Blütezeit der kolonialen Epoche christlicher Mission befinden. Wie jeder weiß, neigt christliches Wirken in der Welt dazu, sich weitgehend nach dem nationalen und internationalen Leben zu richten. Jene Zeit nun war ganz imperialistisch; an eine Umwandlung von Kolonien in selbständige Staaten dachte man noch kaum, und selbst für Indien lag nationalistische Agitation großen Maßstabs noch in der Zukunft. Dem entsprach die Lage in den Kirchen: Die Verwaltung lag fast ausschließlich bei den Missionaren aus dem Westen. Zwar waren in örtlicher Selbstverwaltung gewisse Fortschritte erzielt worden, aber alle wichtigen Entscheidungen wurden in Gremien getroffen, in denen die Jungen Kirchen selten vertreten waren. Ganz ohne Zweifel ruhte der Schwerpunkt der Leitung im Westen bei den Vorständen der Missionsgesellschaften.

Die Missionare selbst stöhnten häufig unter der kleinlichen Gängelung durch weit entfernte Behörden, die mit den Bedingungen draußen viel weniger vertraut waren als der Missionar, die sich aber nichtsdestoweniger auf ihre eigene Unfehlbarkeit verließen.

Die Missionen der verschiedenen Völker und Kirchen unterschieden sich in bestimmten Punkten; aber aufs Ganze gesehen war ihre Struktur weithin durchaus dieselbe.

Zum Beispiel waren die Anglikanischen Kirchen in Übersee unverkennbar Kolonien der Kirche von England. Ihre Bischöfe wurden von England ernannt, während indische und afrikanische Christen damals für unwürdig oder unfähig galten, bei

der Wahl ihrer Oberhirten mitzureden. Das Gebetbuch der Kirche von England mußte mit äußerster Treue übersetzt werden; eine Einstellung auf örtliche Verhältnisse wurde nicht gestattet. Vor einem Jahrhundert etwa schrieb Bischof Cotton von Kalkutta ein feines und wohlbekanntes Gebet für Indien; es war zum gottesdienstlichen Gebrauch zugelassen. Aber als ich 1924 nach Indien kam, durfte dieses Gebet noch immer nicht ins Gebetbuch selbst aufgenommen werden; man mußte es auf ein loses Blatt drucken, das dann auf das Vorsatzpapier des Buches geklebt wurde.

Hierin unterschieden sich römisch-katholische und protestantische Kirchen kaum. Von Zeit zu Zeit hatte man Versuche unternommen, den Missionen die Freiheit zu gewähren, die die Bildung eigenständiger Kirchen fördern würde. So scheint im 17. Jahrhundert in Südindien Robert de Nobili gehofft zu haben, daß Sanskrit als liturgische Sprache für Indien eingeführt werde. Aber gegen Ende der langen Auseinandersetzung, die über den recht originellen Methoden der Anpassung des Evangeliums an indische Erfordernisse ausgebrochen war und fast ein Jahrhundert dauerte, fielen schließlich fast alle Entscheidungen gegen seine Ideen, und die liturgische Freiheit wurde nicht gewährt. In China machte man im 19. Jahrhundert einen ähnlichen Vorschlag. Aber wiederum blieb die europäische Tradition hartnäckig, und Lateinisch ist die Kirchensprache aller katholischen Missionen geblieben, obwohl es prinzipiell keinen Grund gibt, warum klassisches Chinesisch als Gottesdienstsprache nicht genau so annehmbar sein sollte wie das Altslawische in mit Rom unierten Kirchen.

In der römisch-katholischen Kirche machte man noch zu Beginn dieses Jahrhunderts keinerlei Anstalten, die Experimente des 17. und 18. Jahrhunderts zur Schaffung eines einheimischen Episkopats zu wiederholen. Fast alle Bischöfe waren von Rom ernannte Europäer. Der Beschluß, auf die baldige Schaffung eines selbständigen einheimischen Episkopats hinarbeiten, wurde nur unter persönlicher Initiative des Papstes Pius XI. gefaßt; selbst dann stieß er auf verschiedenen Missionsfeldern noch auf erheblichen Widerstand. Erst 1923 wurde der erste indische römisch-katholische Bischof des lateinischen Ritus ernannt. Aber wie so oft, wenn Rom sich einmal entschieden hat, — es ist seitdem schneller vorgegangen als die nichtrömischen Kirchen. Heute ist die Stärke des nichteuropäischen Episkopats der römischen Kirche bereits höchst eindrucksvoll.

Die Jungen Kirchen — unter diesem Namen noch nicht bekannt — waren Kolonien des Westens. Sie glichen den Speichen eines Rades, die gleichsam alle zu ihrem Mittelpunkt, dem christlichen Abendland, laufen, aber untereinander völlig ohne Verbindung sind. Es konnte vorkommen, daß in ein und demselben Lande die Christen einer Mission von denen einer anderen nichts wußten, und die Führer keine Gelegenheit hatten, sich zu treffen. Indonesien grenzt sozusagen an Australien. Aber während Hunderte von Studenten um die halbe Welt fuhren, um in Holland zu studieren (es gab nämlich bis nach dem zweiten Weltkriege in Indo-

nesien keine vollständige Universität wie etwa in Indien), ging kein Student je auf eine australische Universität, und wahrscheinlich hätte man jedem Studenten, der das gewünscht hätte, ernstlich abgeraten. Ceylon, Burma und Siam sind durchaus buddhistische Länder. Aber — abgesehen von gelegentlichen Konferenzen zum Studium der Mohammedanermision — haben sich meines Wissens die missionarischen und die christlichen Gruppen jener drei Länder überhaupt nie getroffen, um die Missionsmethoden in der Buddhistenwelt zu erörtern.

Doch wir dürfen nicht übertreiben. Die Christen von vor fünfzig Jahren, selbst die des 19. Jahrhunderts, lebten nicht gänzlich eingeschlossen in der kleinen Welt ihres örtlichen Kirchentums. Die Verbindung mit ihren Missionaren lenkte ihren Blick auf eine größere Kirche, deren Teil sie waren. Es wird berichtet, daß sogar von armen Dorfchristen aus Tinnevely in Südindien Kollekten eintrafen, als die anglikanische Gesellschaft für Judenmission 1845 ihren Kirchbau in Jerusalem plante. Vierzig Jahre später, als die Christen in Uganda eine schwere Verfolgung erlitten, brachten dieselben Christen einen beachtlichen Unterstützungsbetrag für die Vertriebenen in Uganda auf. Zwischenkirchliche Hilfe ist also keine Erfindung des 20. Jahrhunderts.

Auch dürfen wir nicht übersehen, daß im 19. Jahrhundert einige bedeutungsvolle Versuche unternommen wurden, die Jungen Kirchen mündig und unabhängig zu machen. Samuel Adjai Crothwer, der als Junge verschleppt und in die Sklaverei verkauft und danach von britischen Seeleuten gerettet worden war, wurde 1864 als erster anglikanischer Bischof nichteuropäischer Abstammung geweiht und erhielt ein unabhängiges Amt in seiner Heimat Nigeria. Er war ein Mann von edlem Charakter und tiefer Frömmigkeit; aber ihm fehlte die Erfahrung, die für die Leitung und Entfaltung einer großen Mission erforderlich ist. So war dieser Versuch verfrüht. Siebzig Jahre vergingen, ehe Afrikaner wieder mit einer derart unbeschränkten Vollmacht in der Kirche betraut wurden.

Das allgemeine Bild änderten diese verfrühten Versuche kaum. Die Jungen Kirchen waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch im kolonialen Stadium, und die Missionare schienen sich in dem Glauben zufrieden zu geben, daß die Kirchen noch für sehr lange Zeit auf der Stufe jener Unmündigkeit zu verbleiben hätten. Auf der großen Missionskonferenz in Schanghai 1907 war nicht ein einziger Chinese anwesend, nicht einmal als Gast.

Die Rolle, die die Jungen Kirchen auch auf der Missionskonferenz von Edinburgh 1910 spielten, kennzeichnet ihren damaligen Standort in der christlichen Welt zutreffend: Von einer Versammlung von 1300 Menschen kamen nur 18 aus den Jungen Kirchen, und nicht einer von ihnen war Vertreter einer Kirche. Sie waren lediglich dort, weil sie von ihrer Missionsgesellschaft zum Besuch der Konferenz nominiert oder vom Exekutivausschuß besonders ausgewählt worden waren.

Aber Edinburgh 1910 bedeutet den Anfang einer Umwälzung, die so still vor sich gegangen ist, daß sie kaum bemerkt wurde, und die eine große Anzahl reifer,

unabhängiger und sich selbst bestimmender Kirchen der weltweiten Gemeinschaft der Christenheit zugeführt hat.

Die Konferenz zeigte klar, daß die Jungen Kirchen nun Führer stellten, die gleichberechtigt Seite an Seite mit jedem Führer aus den alten Kirchen stehen konnten; es waren wenige, aber sie hinterließen einen tiefen Eindruck bei denen, die sie hörten. Cheng Ching yi von China erfreute die Versammlung, indem er die Zeit, die ihm zur Verfügung stand, so gut einteilte, daß er sieben Punkte in sieben Minuten behandelte. Er wurde später ein bedeutender ökumenischer Führer und erster Moderator der Kirche Christi in China, jener großen Union, die den Hauptteil der protestantischen christlichen Gruppen in China vereint. V. S. Azariah, der zwei Jahre später erster indischer Bischof der anglikanischen Kirche in Indien wurde, hielt eine leidenschaftliche Rede über die Beziehungen der Missionare zu ihren Kollegen, den eingeborenen Pastoren und Laien und setzte sich dafür ein, daß Freundschaft an die Stelle einer gouvornantenhaften Haltung treten sollte, wie man sie an einigen Orten immer noch antraf. Die Stimme der Jungen Kirchen wurde vernehmbar in der ökumenischen Welt, und es stand fest, daß sie mit wachsender Deutlichkeit gehört werden würde.

Der erste Weltkrieg hielt die Entwicklung auf, und die Früchte der Konferenz von Edinburg reiften nur langsam. Aber selbst diese Kriegsjahre kennzeichnet ein beachtlicher Fortschritt in einigen Jungen Kirchen. Aus bestimmten Gebieten wurden die Missionare zurückgezogen, und Junge Kirchen, nun auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, entfalteten eine neue Fähigkeit, sich selbst zu leiten. Alle Missionare der Gossner-Mission in Chota Nagpur in Indien zum Beispiel wurden interniert. Der anglikanische Bischof von Chota Nagpur, Foss Westcott, übernahm die Verantwortung für die Beziehungen dieser Kirche zur Regierung und leitete sie treu und weise vier Jahre lang ohne den geringsten Versuch, gute Chota Nagpur-Lutheraner zu noch besseren Anglikanern zu machen — sicherlich ein bemerkenswerter Erfolg des ökumenischen Geistes, wo es doch so leicht gewesen wäre, das Mißgeschick der einen Kirche zum Gewinn der anderen zu wenden. Am Ende des Krieges erklärte die Gossner-Missionskirche ihre Selbständigkeit (Beschluß vom 10. Juli 1919). Doch die Hilfe der Missionare lehnte sie nicht ab; und tatsächlich kam sie kaum voran, bis Unterstützung an Menschen und Mitteln aus Amerika eintraf. Aber dies ist ein frühes Beispiel für eine Kirche, die sich entschloß, auf eigenen Füßen zu stehen. Aus China wurden immer wieder einmal ähnliche Schritte bekannt, wenn ausländerfeindliche Agitation die Missionare zeitweilig aus bestimmten Gebieten verdrängte.

Erst nach dem Kriege konnte man die ökumenische Frucht von Edinburg 1910 ganz erkennen. Jene Konferenz hatte einen Fortsetzungsausschuß gebildet. Dieser Ausschuß hat innerhalb von fünfzehn Jahren die ersten beiden großen Instrumente ökumenischen Handelns geschaffen — den Internationalen Missionsrat und die nationalen Christenräte der Missionskirchen.

Betrachten wir die Geschichte, so entdecken wir verwundert, wie grundverdächtig 1910 alle internationale Tätigkeit war. Jeder scheint von jedem befürchtet zu haben, er wolle eine Diktatur errichten! Die Furcht, daß jeder internationale Zusammenschluß darin enden würde, sich selbst zu einem protestantischen Vatikan zu machen, scheint ganz allgemein verbreitet gewesen zu sein. Ich weiß nicht genau, wer die Rolle des Papstes spielen sollte; vielleicht dachte man, jener schlichte amerikanische Laienmethodist Dr. John Mott besäße päpstlichen Ehrgeiz. Wie dem auch sei, glücklicherweise war der Argwohn schließlich zerstreut, und man konnte die erste ständige ökumenische Körperschaft begründen, den Internationalen Missionsrat.

Die nationalen Christenräte, die von 1920 an in fast allen Missionsländern entstanden, sind vom Gesichtspunkt unserer Darstellung aus allerdings von noch höherer Bedeutung. Kaum waren sie begründet, da wunderten wir uns, wie wir überhaupt ohne sie hatten auskommen können. Ihre Leistungsfähigkeit war unterschiedlich. Der von Indien arbeitete außerordentlich gut. Der Rat hat als natürliche Verbindungsstelle zwischen der überwiegenden Mehrzahl der protestantischen Missionen und der Regierung Unschätzbare geleistet. Aber am wichtigsten war einfach die Tatsache, daß es diese Räte gab. Die Trennung der Missionen fand ein Ende; sie hatten eine gemeinsame Mittelstelle, an die sie sich wenden konnten. Auf den Zusammenkünften der nationalen und provinziellen Räte begegneten sich Männer und Frauen der verschiedenen Kirchen; sie arbeiteten zusammen und lernten einander über die Konfessionsgrenzen hinweg kennen und vertrauen. Die Kirchen von Indien, von China, von Japan begannen Wirklichkeit zu werden, nicht als etwas bereits Vorhandenes, aber als Leitbild, an dessen Verwirklichung Arbeit und Hingabe aller Gesellschaften und aller Christen gesetzt werden mußte.

Erst auf der großen Missionskonferenz von Tambaram im Jahre 1938 traten die Jungen Kirchen wirklich in voller Stärke auf der ökumenischen Bühne auf. Ungefähr die Hälfte der offiziellen Delegierten stammte aus den Jungen Kirchen; sie fühlten sich ganz ungezwungen und gleichwertig und nahmen in jeder nur erdenklichen Weise an den Verhandlungen teil. Die hervorragendste Delegation war nach dem Urteil aller die chinesische. Für sie war der Zeitpunkt der Konferenz äußerst heikel, denn zwischen Japan und China herrschte faktisch bereits Krieg. Den Chinesen wurde es schwer, den Japanern gegenüberzutreten. Sie hinterließen in ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit und ihrer ökumenischen Haltung einen unauslöschlichen Eindruck.

In jenem Jahre 1938 wurden die ersten Pläne für einen Ökumenischen Rat der Kirchen entworfen. Die Konferenz von Tambaram begrüßte die Absicht der Bildung dieses jüngeren Armes der ökumenischen Bewegung warm, und es war deutlich, daß sie von den meisten Führern der Jungen Kirchen unterstützt würde.

Dann hielten wieder einmal lange Kriegsjahre die Pläne auf, die schon fast reif

zur Durchführung schienen. Erst nach dem zweiten Weltkriege waren die Jungen Kirchen in der Lage, ihren vollen Platz in der ökumenischen Bewegung, die jetzt an Kraft und Einfluß gewann, einzunehmen.

Es galt nun vor allem, den Jungen Kirchen zu besserem gegenseitigen Kennenlernen zu verhelfen. In dieser Hinsicht ist die Tagung von Manila (1948) von besonderer Bedeutung; hier wurde die Ostasienkonferenz vorbereitet, die auf die Vollversammlung des Ökumenischen Rates folgen sollte. Abgesandte aus fast allen Ländern Ostasiens nahmen teil. Für sie alle war es überhaupt das erste Mal, daß sie als asiatische Kirchenleute in asiatischer Umgebung zusammenkamen. Nur zwei Nicht-Asiaten waren dabei, und die Leitung lag völlig in asiatischen Händen. Das führte zu einigen interessanten Entdeckungen. Die asiatischen Kirchenmänner merkten, wie wenig sie voneinander wußten. Kaum einer von ihnen hatte je ein anderes asiatisches Land besucht, obwohl mehrere in Europa oder Amerika gewesen waren. Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß sie als Asiaten einen von Natur einheitlichen Menschentypus darstellten, und daß sie auf Grund dessen in allem leicht übereinkommen würden. Sie waren ein wenig enttäuscht, im Jahre zuvor auf der Whitby-Konferenz feststellen zu müssen, daß es den Asiaten an sich nicht gibt. Europa besitzt eine geschlossene Kultur, deren Ursprung im Griechentum und in einem gemeinsamen christlichen Erbe wurzelt. Eine solche Einheit gibt es in Asien nicht. Dort finden wir drei große klassische Religionen, die voneinander sehr verschiedene Menschentypen hervorbringen. Es gibt drei Hauptkulturgebiete, jedes mit einer eigenen alten Zivilisation und sehr stark unterschiedenen Traditionen. Sogar die Christen sind unvermeidlicherweise durch Rasse und Umwelt geprägt. Asiaten unterscheiden sich untereinander ebenso stark wie sie zusammengenommen sich von den Europäern unterscheiden. Dies war eine fruchtbare Entdeckung, die ihre Begeisterung für die ökumenische Sache nicht einmal schwächte, sondern sogar steigerte. Wie alle die unter uns, die viel mit der ökumenischen Bewegung zu tun haben, so haben auch sie gelernt, daß der ökumenische Geist allmählich gewonnen, gepflegt und entwickelt werden muß; er wächst nicht von selbst, er kann leicht wieder vergehen und muß stetig von Glaube, Gebet und Liebe getragen werden.

Eine der interessantesten Erscheinungen dieser Konferenz war die Reaktion unserer asiatischen Freunde auf den Vorschlag zur Errichtung eines Ostasien-Sekretariats des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates. Zunächst waren sie durchaus nicht begeistert davon. Sie wünschten die Ökumene der ganzen, weltweiten Kirche und nicht eine lokale Abart in Asien, die leicht zu einer minderwertigen Abart werden konnte. Erst als ihnen klar wurde, daß das Sekretariat ihre Beteiligung am vollen Leben des Ökumenischen Rates nicht beeinträchtigen sondern fördern würde, waren sie bereit, den Vorschlag anzunehmen.

Die Beratung von Manila und die spätere Konferenz von Bangkok waren insofern von Bedeutung, als sie den Kirchen in Ostasien zum erstenmal zeigten, daß

sie aufeinander angewiesen waren, gemeinsame Probleme hatten und eine gemeinsame Verantwortung trugen. In anderen Teilen der Welt, zum Beispiel im Süd-Pazifik, hat man ähnliche Schritte unternommen. Aber noch bleibt sehr viel zu tun. In Westafrika ist die Haltung der Kirchen und ihr Gemeinschaftsbewußtsein weitgehend von der politischen Bindung an die europäischen Mächte abhängig, durch die ihr politisches Leben bestimmt ist. Zwischen den britischen Gebieten, in denen Englisch die Sprache der Gebildeten ist, auf der einen, den französischen und portugiesischen Gebieten auf der anderen Seite herrscht auffallend wenig Fühlung und Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Eine Ausnahme macht Togo, das aus rein politischen Gründen geteilt wurde; die Kirchen des britischen und französischen Sektors arbeiten gut zusammen.

Darum bleibt in der Förderung der Ökumene der Jungen Kirchen auf der lokalen und regionalen Ebene noch viel zu tun. Aber nichts ist in den letzten Jahren bemerkenswerter als die Begeisterung der meisten Jungen Kirchen für den Gedanken des Ökumenischen Rates, wie auch ihr Verlangen nach eigener Mitgliedschaft im Rat. Sogar die kleinsten Kirchen haben sich um Aufnahme beworben. 1948 war ich auf Bali, der vielgepriesenen Touristeninsel; es ist in der Tat eine Insel von fabelhafter Schönheit. Erst kürzlich hatte dort die Missionsarbeit begonnen, und die Gesamtzahl der Christen schätzte man damals auf rund 1700. Als ich den Christen auseinandersetzte, daß ihre Kirche für eine eigene Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat zu klein sei, waren sie sehr traurig. Sie wiesen darauf hin, daß der Ö k u m e n i s c h e Rat die Welt und die Welt-Kirche darzustellen habe, und daß er seinen Namen mit Unrecht trage, wenn nicht auch ein Vertreter der Kirche von Bali dazugehöre. Mir blieb nichts anderes übrig als sie darum zu bitten, ein paar mehr ihrer Landsleute zu bekehren und dann ihr Aufnahmegesuch zu erneuern.

Für diese Begeisterung der Jungen Kirchen gibt es verschiedene Gründe. Unter anderem muß hier das Gefühl der Isolierung genannt werden, unter dem einige allmählich leiden. Die Anwesenheit der Kolonialmächte sicherte ihnen, selbst unter missionsunfreundlichen Regierungen, eine gewisse Religionsfreiheit. Diese Sicherung ist gefallen. Die Jungen Kirchen haben auf Unabhängigkeit gedrängt und sie bekommen; sie waren sich nicht immer klar darüber, daß ihre Verbindung mit einer ausländischen Kirche im Westen nicht nur Nachteile, sondern auch Vorteile geboten hatte. In einem Weltverband wie dem der anglikanischen Kirchengemeinschaft weiß freilich jeder Priester, daß er die gleichen Rechte und die gleiche Stellung mit jedem Priester jedes anderen Weltteiles genießt. Hier wird der ganze Bund durch starke gemeinschaftliche Bindungen und wechselseitige Abhängigkeit gehalten. Aber bei einigen kleinen Kirchen, die neuerdings unabhängig wurden, besonders bei solchen der reformierten oder presbyterianischen Tradition, ist das nicht der Fall; hier fehlt ein derartiges unmittelbares Bruderschaftsbewußtsein innerhalb eines weltweiten Bundes; der Reformierte Weltbund ist etwas ziemlich

Lockeres und weit Entferntes, während die Scharen der Nichtchristen der Gemeinde dicht auf den Leib rücken; einige dieser Kirchen kommen sich in ihrer Umwelt recht klein und schlecht geschützt vor. Gibt es in ihrer jetzigen Isolierung etwas Besseres für sie als die Zugehörigkeit zu einer großen weltweiten Vereinigung, die bei aller Unvollkommenheit die Einheit des ganzen Volkes Christi in aller Welt darstellt?

Ehrlicherweise darf die Tatsache nicht verschwiegen werden, daß der Ökumenische Rat eine viel größere Anziehung auf die Jungen Kirchen ausübt als der Internationale Missionsrat. Dafür gibt es mehrere Gründe. Unglücklicherweise wecken Worte Gedankenassoziationen, die nichts mit ihrer wahren Bedeutung zu tun haben. Die Worte „Mission“ und „Missionar“ gehören zu den unschuldigsten Worten jeder Sprache; sie reden von nichts anderem als der Pflicht der Kirche, das Evangelium aller Kreatur zu verkünden. Leider klingt dabei der Nebensinn von „Autorität“ und „ausländisch“ mit, der sie für die Ohren der meisten Christen der Jungen Kirchen sehr unerfreulich macht. Erinnerungen verknüpfen den Namen des „I.M.R.“, ohne seine Schuld, mit den Konflikten zwischen Missionaren, die sich weigerten, ihre Führerstellung abzugeben, und Männern der Jungen Kirchen, die darauf aus waren, ihr Selbstbestimmungsrecht zu verankern. Solche unerfreulichen Assoziationen hängen dem Ökumenischen Rat nicht an.

Die Zugehörigkeit zum Ökumenischen Rat kommt den Jungen Kirchen an drei Punkten entgegen.

Erstens begegnen alle Kirchen einander auf derselben Ebene. Wenn auch die Bezeichnungen „Junge“ und „Alte“ Kirchen noch gelegentlich der Kürze halber gebraucht werden, so bedeuten sie doch keinen Unterschied in Wert oder Ansehen; ihre Bedeutung beschränkt sich fast völlig auf Fragen geographischer Vertretung. Hier können die Jungen Kirchen wirklich erfahren, daß sie mündig geworden sind, und sie können ohne jene Ängstlichkeit oder Überbetonung, die aus Minderwertigkeitsgefühl stammen, ihren Beitrag leisten.

Zweitens spüren die Jungen Kirchen im Ökumenischen Rat, daß sie hier tatsächlich einen eigenständigen Beitrag liefern können. Glauben wir an das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte, dann gehört auch die Gliederung der Menschheit in Völker und Sprachen in dieses Walten. Ja sogar in ein und derselben Glaubensgemeinschaft prägen verschiedene Rassen ihre eigene, besondere Wesensart aus. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den singende Lateinamerikaner auf der Tambaram-Konferenz auf mich machten. Ich sagte mir, hier ist eine neue Art von Protestantismus; sie bringen die ganze Leidenschaft und ungekünstelte Glut des iberischen Wesens zum Protestantismus, eine Art, die sich so sehr von unserem reservierten und stärker intellektuellen Protestantismus des Nordens unterscheidet. Gewiß werden Chinesen, Inder und Afrikaner ihre eigenen Schätze in die Stadt Gottes einbringen; dessen sind sie sich auch bereits recht bewußt. Noch zögern sie vielleicht, noch besitzen sie nicht die Gewandtheit der Rede, mit

der sie anderen vermitteln werden, was sie selbst gefunden haben. Aber ihre Zeit wird kommen; sie ist in der Tat bereits im Kommen.

Drittens sind sich die Jungen Kirchen der Tatsache bewußt, in repräsentativer Stärke im Ökumenischen Rat zu sitzen. Klein an Zahl und schwach wie sie sind, sind sie doch die Erstlingsfrüchte von zwei Dritteln der Menschheit. Wenn ein Inder auf einem ökumenischen Treffen die Stimme erhebt, spricht er nicht nur für sich selbst, oder nur als Vertreter der zehn Millionen indischer Christen, also kaum zwei Prozent der Bevölkerung. Er spricht recht eigentlich für alle dreihundertfünfzig Millionen seines Volkes, die zwar noch nicht christlich sind, aber doch für den Herrn der Kirche gewonnen werden sollen. In diesem Sinne haben die Vertreter der Jungen Kirchen eine viel größere Bedeutung, als ihre Zahl oder ihre einzelne Stärke andeutet.

Auf dem Gebiet der Ökumene stehen die Jungen Kirchen vor allem vor den Fragen der vollen und organischen Vereinigung der Kirchen untereinander. Nationale Christenräte und Tagungen, wie die in Bangkok, hatten ihnen ein neues Gemeinschaftsbewußtsein verliehen und die Möglichkeit, ihm Ausdruck zu geben. Aber bald spürten sie, daß das nicht genug war. Die Trennungen in der Kirche bedeuten angesichts der nichtchristlichen Welt eine Verleugnung des Evangeliums und beeinträchtigen die Missionserfolge ungeheuer. Nur eine volle und endgültige Vereinigung könnte den Erfordernissen der Lage gerecht werden. Hierfür ließen sich viele Erklärungen der Jungen Kirchen beibringen. Die bekannteste und eindrucksvollste stammt von den Delegierten der Jungen Kirchen auf der Konferenz von Tambaram, aus der ich einige Sätze bringe:

Die Tatsache getrennt arbeitender Kirchen ist beides: ein Ärgernis für die Gläubigen, ein Spott den Heiden. . . Die Vertreter der Jungen Kirchen in Abteilung 16 geben einstimmig dem leidenschaftlichen Verlangen nach wirklicher, sichtbarer Kirchenunion Ausdruck, das sich in allen Ländern findet. Sie sind sich der Tatsache geistlicher Einheit bewußt. Sie vermerken dankbar alle Zeichen der Zusammenarbeit, der wachsenden Verständigung in vielen Fragen. Aber sie erkennen, daß dies alles nicht genügt. Sichtbare, wirkliche, umfassende Kirchenunion muß unser Ziel sein. . . Gewiß sehen sich die Jungen Kirchen aus Ehrerbietung nicht imstande, ohne vollgültige Unterstützung, ohne den Segen der Kirchen und Missionen, denen sie ihr Sein verdanken, sichtbare Kirchenunion zu verwirklichen. Wir sind oft hin- und hergerissen zwischen der Treue zu den Mutterkirchen und unserem Verlangen nach Union. Darum rufen wir mit aller Leidenschaft, deren wir fähig sind, Missionen und Kirchen, Komitees und Führer der Alten Kirche auf, diese Frage ganz ernst zu nehmen, mit den Jungen Kirchen um und für Union zu arbeiten . . . für die unser Herr gebetet hat, durch die allein die Welt an die göttliche Sendung des Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, glauben wird.

Diese herzbewegenden Worte geben fraglos die allgemeine Haltung der Jungen Kirchen wieder. Ihre verantwortlichen Führer erkennen, daß die Vereinigung nicht vorschnell herbeigeführt werden kann; die christlichen Traditionen, in denen sie

aufwuchsen, sind in sehr realen, gewichtigen Punkten getrennt. Aber was besagen solche Unterschiede im Vergleich zu denen, die den Christen vom Nichtchristen trennen? Ein hervorragender bekehrter Brahmane, Nehemiah Goreh, hat es so ausgedrückt: Der Unterschied zwischen einem Menschen, der Christus, und einem Menschen, der eine Kuh anbetet, ist so groß, daß andere Unterschiede, wie die innerchristlichen, dagegen kaum noch ins Gewicht fallen.

Vielleicht ist es natürlich, daß der größte Erfolg in der Vereinigung von Kirchen bis jetzt in den Ländern der Jungen Kirchen zu sehen ist. Bekenntnisunterschiede werden hier weniger stark empfunden als in den Ländern der Alten Kirchen; diese Kirchen sind nicht so starr an die Traditionen der Vergangenheit gebunden. Während man im Westen dazu neigt, die Vereinigung als nützlichen Luxus zu betrachten, wird sie im Osten als unbedingte Notwendigkeit erfahren. So finden wir vereinigte Kirchen bereits in Japan, China, Indien und der Republik der Philippinen. Jede von ihnen umschließt eine Anzahl verschiedener Konfessionen. In Japan wurde die Vereinigung sehr hastig vollzogen, und Druck der Regierung trug das Seine zur Gründung der vereinigten Kirche bei. Einige Gruppen zogen sich dann aus dieser Kirche zurück, sobald der Regierungsdruck wich. Diese Fusion war kein echtes ökumenisches Unternehmen. Wer sich an das Werk der Vereinigung von Kirchen begibt, hat die Warnung des Propheten Hesekiel zu beherzigen, nicht mit ungemischtem Mörtel zu mauern.

Diese Kritik trifft nicht zu auf die Kirche in Südindien. Hier vergingen fast dreißig Jahre mit Gesprächen, ehe die Kirche ins Leben gerufen wurde. Kein menschlicher Einigungsplan kann vollkommen sein, und vierhundert Jahre alte Trennungen können auch in dreißig Jahren noch nicht überwunden werden. Aber man ist den Schwierigkeiten erfolgreich begegnet. Nach sechs Jahren ist die Kirche jetzt einiger und stärker denn je. Gerade ehe dieser Vortrag geschrieben wurde, traf die Nachricht ein, daß ein indischer Bischof, H. Sumitra, in das höchste Amt der Kirche gewählt worden ist und seine Wirksamkeit als erster indischer Moderator der Vereinigten Kirche begonnen hat.

Bedeutender noch als das Zeugnis der Kirche von Südindien in sich selbst ist seine Wirkung auf andere Länder. Eben jetzt werden Einigungspläne in Nordindien, Pakistan und Ceylon vorangetrieben, an denen jeweils vier oder mehr Kirchen beteiligt sind. Jede von ihnen hatte besondere Schwierigkeiten zu überwinden; aber trotzdem geht es hoffnungsvoll vorwärts. Möglicherweise finden wir in fünf Jahren in jenen Ländern vier große vereinigte Kirchen, die alle volle Gemeinschaft untereinander haben und das christliche Leben in jenen Ländern so widerspiegeln, wie keine andere Kirche rein abendländischen Ursprungs es vermöchte. Wir dürfen nicht übersehen, daß auch im Westen Fortschritte zur Kirchenvereinigung erzielt worden sind; aber wahrscheinlich werden auf diesem Feld ökumenischen Wagnisses die jungen Kirchen noch für viele Jahre die Führung haben und die Alten Kirchen ihnen erst folgen.

Natürlich ist die Haltung der Jungen Kirchen nicht in allen Punkten die der größeren Alten Kirchen im Abendland. Die Kritik der Jungen Kirchen am Ökumenischen Rat besteht hauptsächlich in dem Vorwurf, er sei noch eine typisch abendländische Sache. So wie die Dinge jetzt stehen, kann es kaum anders sein. Die überwältigende Mehrzahl der Christen lebt im Westen, und die Zusammensetzung des Rates verrät das. Zahlenmäßig überwiegen die Vertreter aus dem Abendland die jedes anderen Weltteiles bei weitem. Und die Struktur des Rates, seine Denkart, seine Arbeits- und Redeweise, alles ist typisch abendländisch. Zwar kann es gar nicht anders sein, aber es ist gut, daß die Jungen Kirchen den Rat stets daran erinnern, was für einen weiten Weg er bis zu einem wirklich ökumenischen, das heißt weltumspannenden, Rat der Kirchen noch vor sich hat.

Wir wollen ein oder zwei tiefgreifende Unterschiede der geistigen Haltung andeuten. Zunächst hat es der Rat vor allem mit der städtischen Zivilisation des Westens zu tun, wo Millionen von Menschen in großen Städten zusammengepfercht sind, wo so viele menschliche Ideale geleugnet werden, und wo die große Masse der Stadtbevölkerung der Kirche verloren gegangen ist. Asien und Afrika sind noch Dorf-Kontinente. Gewiß nimmt auch dort städtisches Leben zu. Tokio ist wahrscheinlich die zweitgrößte Stadt der Welt, und in Johannesburg finden Sie alle Probleme der Großstädte des Westens noch verschärft durch die aus der Eigenart afrikanischen Stammeslebens erwachsenden Probleme. Aber die große Masse der Völker lebt noch in Dörfern. Die Kirche ist eine Kirche des Dorfes; ihre Probleme sind die der kleinen Gemeinschaft, die allmählich aus einer Welt uralter und ungebrochener Tradition herauswächst und in die ganze Unruhe des Weltmarktes und der politischen Weltprobleme hineingezogen wird.

Diese Andersartigkeit der Umgebung bewirkt eine andere Stellung zur mechanisierten Basis unserer westlichen Zivilisation. Christliche Schriftsteller des Abendlandes werden nicht müde, mit vielen Worten den Mißbrauch der Maschine und ihre Tyrannei über das Leben des Menschen darzulegen. Aber zu dem Asiaten, der in seinem Dorfe von Hungersnot bedroht ist, kommt die Maschine als Erlöser, als Dienerin einer Hoffnung, die sonst fehlte. Man muß tatsächlich erst einmal jenseits der Maschinen-Zivilisation gelebt haben, um sie recht werten zu können. Ich wohnte lange Jahre in indischen Dörfern, wo es weder Straßen noch Strom, weder Rundfunk noch Wasserleitungen noch mechanische Pumpen gab. In vielen Häusern bestand die einzige Beleuchtung aus einer Untertasse mit Öl, wahrscheinlich Rizinusöl, mit einem Stückchen Band darin: das gab mehr Hitze und Rauch als Licht. Natürlich ändern sich diese Verhältnisse heutzutage, aber nur langsam, und solche Zustände herrschen noch in zahllosen Dörfern. Das Problem besteht für die nächste Generation vor allem darin, wie mechanische Kraft der Entwicklung dieser armen Länder dienstbar gemacht werden kann, ohne daß in ihrem Gefolge alle die ungeheuren Übelstände erscheinen, mit denen wir in Europa und Amerika nur allzu vertraut sind. Hier liegt eine vordringliche Aufgabe der Jungen Kirchen.

Fragen wir, was die Jungen Kirchen in der Entfaltung ökumenischen Geistes und Lebens bisher konkret geleistet haben, so müssen wir zugeben, — wenig! Das kann uns jedoch nicht überraschen. Denn die Jungen Kirchen sind eben noch jung und — klein. Sie haben verhältnismäßig wenig führende Leute, die mit den großen abendländischen Theologen in offener Diskussion Schritt halten können. Noch enttäuschender ist, daß die führenden Leute der Jungen Kirchen, die zu den ökumenischen Tagungen kommen, gründlich „verwestlicht“ sind. Kann es anders sein? Sie sind auf westlichen Universitäten gewesen und in der Theologie des Abendlandes ausgebildet worden; sie sprechen eine Sprache des Abendlandes. Sehr wenige von ihnen können als typische Vertreter ihrer Kirchen gelten.

Und doch kann man im Rückblick auf die letzten Jahre sehen, welch ein Fortschritt erzielt worden ist. Eins der sichtbaren Zeichen hierfür war die Tagung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates in Lucknow 1952. Hier kann ich Ihnen einige interessante persönliche Erinnerungen bringen. Infolge meiner langjährigen missionarischen Erfahrung sehe ich die Bedeutung einer vollen Beteiligung der Jungen Kirchen im Ökumenischen Rat natürlich besonders stark. Auf der Tagung des Zentralausschusses in Toronto 1950 setzte ich mich immer wieder dafür ein, daß wenigstens eine wichtige Tagung des Rates in Asien oder Afrika gehalten würde. Aber ich wurde überstimmt: es wäre zu teuer, es wäre zu weit weg (weit weg von wo eigentlich?); die Leute würden die Tagung nicht besuchen, es würde keine umfassende Konferenz daraus werden können, und so weiter. Ein Jahr später nahm Miß Sarah Chakko, deren unerwarteter Tod ein schwerer Schlag für die ökumenische Sache ist, die Frage wieder auf und erklärte dem Ausschuß unumwunden, daß sie den Rat ebensogut auflösen könnten oder wenigstens auflösen sollten, ihn einen „ökumenischen“ Rat zu nennen, wenn sie vor der nächsten Vollversammlung keine Tagung in Asien hielten. Sie gewann die Sache, in der ich geschlagen worden war; — vielleicht, weil eine Frau überzeugender wirkt als ein Mann, vielleicht, weil sie eine Asiatin war und ich bloß ein Europäer. Die Ergebnisse waren hervorragend. Europäische Kirchenführer kamen in großer Zahl; für sie war ein Aufenthalt in Indien eine höchst wertvolle ökumenische Erziehung. Man rief in Asien ungeheures Interesse hervor; und die Konferenz wurde durch eine Ansprache keines Geringeren als des Ministerpräsidenten von Indien, Jawaharlal Nehru, ausgezeichnet.

Der Anteil der Jungen Kirchen an der ökumenischen Bewegung ist von ungeheurer Bedeutung als Verheißung dessen, was noch zu erwarten ist. Zum erstenmal in ihrer Geschichte hat die Welt eine Universalreligion vor sich. Der christliche Glaube reicht buchstäblich von China bis Peru und von den Niederlassungen der Eskimos am Polarkreis über den Äquator bis zur äußersten Spitze von Südamerika. Noch sehen wir nicht alles unter der Herrschaft Christi; aber wir sehen die Jungen Kirchen als Erstlingsfrüchte der Nationen, als Verheißung dessen, was kommen wird. Die Anwesenheit der Jungen Kirchen im Ökumenischen Rat der

Kirchen sollte seine größte Schwäche überwinden helfen: Er hat den Kirchen ihre unvollendete Aufgabe noch nicht klar und überzeugend genug vorgestellt, nämlich dafür zu sorgen, daß das Evangelium wirklich aller Kreatur verkündigt wird. Die ökumenische Bewegung wuchs aus der Missionsbewegung hervor; nur wenn sie ihren missionarischen Impuls wiedergewinnt, kann sie leben und wachsen. Die Jungen Kirchen könnten dem Ökumenischen Rat helfen, das zu vollbringen, was noch fehlt, und so ein echtes Zeugnis der Kirche zu werden, die zu keinem anderen Zweck gestiftet ist als dazu, die Ehre Christi von einem Ende der Welt bis zum anderen zu verkünden, bis Er wiederkommt und alles für immer unter Seiner Herrschaft steht in Seinem ewigen Reich.

Christ und Krieg

Von A. J. Muste und N. H. Soe

Im Blick auf die Weltkonferenz von Evanston und in Anknüpfung an die Behandlung der Kriegsfrage durch die entsprechenden Sektionen der Weltkonferenzen von Oxford (1937) und Amsterdam (1948) sind in jüngster Zeit zwei Denkschriften pazifistischer Gruppen erschienen: Eine Denkschrift der sich als „geschichtliche Friedenskirche in Europa“ bezeichnenden Kirche der Brüder, der Quäker und der Mennoniten (zusammen mit dem Internationalen Versöhnungsbund) unter dem Titel: „Peace is the Will of God“ (Friede ist der Wille Gottes) und die einer durch die „Church Peace Mission“ eingesetzten Theologenkommission unter dem Titel: „The Christian Conscience and War“ (Das christliche Gewissen und der Krieg). Auf diese Denkschriften nehmen zwei Aufsätze in Nr. VI/3 der *Ecumenical Review* Bezug, der eine verfaßt von dem früheren Sekretär des amerikanischen Versöhnungsbundes Muste, der andere von dem Kopenhagener Professor für systematische Theologie Niels H. Soe. Wir hielten uns für verpflichtet, beide Aufsätze auszugsweise zur Kenntnis unserer Leser zu bringen. Der erstgenannte Aufsatz mußte sich erheblichere Kürzungen gefallen lassen, da er zu einem sehr großen Teil aus Zitaten, vor allem Jacques Maritain's und Martin Buber's, besteht. Die Schriftleitung.

1. Aus dem Aufsatz von Muste über

Krieg, Politik und normatives Prinzip

Der Umfang, in dem christliche Pazifisten und aufgeschlossene nichtpazifistische Christen im Blick auf die Probleme der Teilnahme von Christen am Kriege und verwandte Fragen übereinstimmen, ist erstaunlich. . . . Nichtpazifistische Christen und Pazifisten sind sich nun darüber einig, daß Gewaltanwendung im Krieg unterschiedslosen Charakter angenommen hat; daß es höchst zweifelhaft geworden ist,